

Kenneth Anders

ICH WENDE
MICH AB UND
FREUE MICH
AUF DIES
UND DAS
UNB BICH
UNB BICH

Texte 2022–26



Kenneth Anders

**Ich wende mich ab
und freue mich
auf dies und das
und dich und dich**

Texte 2022–26



Foto: Steffen Groß

Kenneth Anders

geboren 1969 in Naumburg/Saale,
ist Kulturwissenschaftler
und wohnt im Oderbruch.

Alle Rechte vorbehalten.
2026 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de
ISBN 978-3-944249-53-7

Inhalt

Zille am Bruchsee	5
Abwartend, skeptisch, aus Gründen	8
Coffee to throw	26
Leid und Glück der Ressource	32
Nachdenken über den Forstberuf	36
Stare in Not	46
Folkmusik	48
Ich wollt, ich hätt Musik gelernt	60
Kunst aufs Land	63
Warum sollte die Kultur gefördert werden?	84
Rangfolgen beim Begrüßen	90
Aus der Schwäche heraus	95
Fische sammeln gegen rechts	99
Haltung, Ordnung, Erdung	103
Erklärung	111
Das Rauschen früher und heute	113
Das Ende als Anfang	116
Unsere Gesellschaft als Klangkörper	122

FCK	128
Wir zumeinsam	132
Der Hinterkopf	134
Datenschutz und Nutzungserlebnis – eine Lektüre	138
Ehrenrettung für Bullerbü	141
Brustton der Überzeugung – leicht gemacht	154
Im falschen Film	157
Ein Dank nach Italien	159
Ich wende mich ab und freue mich	162

Zille am Bruchsee

Unser kleiner Dorfsee entstand vor beinahe 200 Jahren bei einem verheerenden Winterhochwasser. Um das damals bereits überflutete Bruch zu entlasten, durchstach man bei Neutornow unter großen Mühen den festgefrorenen Deich der Alten Oder. Das ausströmende Wasser kolkte ein riesiges Loch aus. Als es schließlich wieder abgeflossen war, blieb der kleine See übrig. Es war aussichtslos, ihn wieder zu verfüllen, also baute man den Deich in einem großen Bogen drumherum. Da der See recht tief ist, bewahrt er auch im Sommer meist eine angenehme Kühle. Er ist außerdem immer noch mit der Alten Oder verbunden, das scheint ihm und seinem Wasser gut zu tun. Die freiwillige Feuerwehr macht hier ihre Übungen und kümmert sich um das ganze Gelände.

Im Sommer ist es manchmal richtig voll an den Ufern. Wir haben im Bruch nicht so viele Seen, also findet man sich bei hohen Temperaturen gern hier für eine Erfrischung ein. Das kleine Tal, das sich zwischen den Deichen und den Höhen des Neuenhagener Sporns erstreckt, wird in diesen Momenten zu einem Schmelztiegel. Die Bewohner des Dorfs kommen vorbei, obwohl sie an ganz vollen Tagen gern auf die Randzeiten ausweichen. Denn

nun sind auch die Leute aus der nächsten Kleinstadt da, die per Rad, Auto oder sogar zu Fuß herbeiströmen. Auch die Menschen aus dem Flüchtlingsheim haben den See für sich entdeckt, man hört andere Sprachen. Mopedgangs lassen sich zahlreich nieder, meist mit lauter Musik. Ein Uferbereich wird gern von den Anglern okkupiert, etwas weiter hinten sammeln sich die Jugendlichen. Es sind immer wieder Hunde da, obwohl diese nicht ins Wasser sollen, so ist es am Weg, der zur Badestelle führt, ausgeschildert. Die Zugezogenen aus Berlin kommen auch vorbei, mit ihren Kindern und ihren Paddelbrettern. Es wird gegrillt, getrunken, gefuttert.

Man sieht viele Tätowierungen, viel Übergewicht, viele kuriose Badeutensilien. Früher schwamm ein begehrter Baumstamm im Wasser, an dem man sich festhalten und mit dem man, vor allem in Gruppen, wunderbaren Quatsch machen konnte. Den hat aber jemand weggeschafft. In der Jugendecke am oberen Rand des Sees gab es mal einen überhängenden Baum, von dem man ins Wasser springen konnte, später ein Schaukelseil. Aber es ist jemand dort ums Leben gekommen, also wurde das abgeräumt.

Als Anwohner, der oft hier schwimmen geht, fühle ich mich manchmal gestört, wenn es so voll und laut ist und so viel Müll dagelassen wird.

Aber dann sage ich mir, dass es schön ist, dass alle hier ihren Spaß haben. Die Kinder spritzen und krietschen, und die Erwachsenen machen mit. Kaum einer daddelt auf seinem Handy. Es ist doch gut, wie es ist.

Dennoch ist es wichtig, dass der kleine See unser Dorfsee bleibt. Denn die Leute von hier haben ein Auge auf alles, und ihnen ist es zu verdanken, dass die Stadt auch ihre Arbeit macht, den Müll abholt und eine ordnende Hand schickt. Sonst wäre der See nach kurzer Zeit eine Kloake, und niemand hätte mehr Freude daran.

Abwartend, skeptisch, aus Gründen

Eine Spurensuche bei Jugendlichen auf dem Land

Wo wohnst du denn?

Mir gegenüber im Klassenraum sitzt eine Schülerin, sie ist etwa 15 Jahre alt, stammt irgendwo aus Asien und kann nur etwas deutsch.

In Neuhardenberg, sagt sie, im Heim.

Ich bitte sie, diesen Ort auf einem Papier einzuzeichnen und dann den Schulstandort zu ergänzen, sodass eine Karte entsteht. Das tut sie und verbindet dann die beiden Häuser, das Übergangsheim und die Schule, mit einem Strich. Dieser Strich ist die Straße, auf der sie jeden Morgen im Bus zur Schule nach Neutrebbin fährt, und am Nachmittag von dort zurück.

Und sonst, frage ich, gibt es sonst einen Ort, den ihr aufsucht?

Das Mädchen schüttelt den Kopf, auch die drei Mitschüler verneinen. Nein, sonst gäbe es keinen Ort.

Ich schaue auf das Papier. Fünfzehn Jahre und zwei Punkte, dazwischen ein Strich. Das ist traurig, denke ich.

Ach, doch! Die Miene der Schülerin hellt sich auf. Da ist noch ein kleiner Wald! Sie greift zum Kugelschreiber und zeichnet ein paar Bäume auf

das Papier, ganz in der Nähe des Heims. Ein Wald, da gehen wir manchmal hin.

Jetzt sind wir beide irgendwie erleichtert. Die kleine Karte sieht ein bisschen nach einem Stück der Welt aus.

Ein anderes Mädchen wohnt in Bliesdorf. Sie ist hier geboren, sie lebt nicht ganz so isoliert. Auch sie fährt mit dem Bus zur Schule, nach Wriezen.

Das ist ja nicht weit, sage ich, hast du kein Fahrrad? Das Fahrrad sei kaputt, antwortet sie. Aha, kaputt. Kann man es nicht reparieren?

Sie wüsste nicht, wie.

Aber könnten dir deine Eltern nicht helfen? Nein, das täten die wohl nicht.

Aber, hake ich nach, gehst du denn nur zur Schule? Sie treffe sich manchmal mit Freunden, auch in Wriezen, in diesem Falle laufe sie einfach den Weg in die Stadt hinein.

Und was macht ihr dann in Wriezen?

Wir laufen herum.

Ihr lauft herum, sage ich, habt ihr denn keinen Ort, wo ihr euch aufhalten könnt?

Den hatten wir einmal, eine schöne Stelle, aber da haben uns ältere Jugendliche vertrieben. Das ist jetzt deren Stelle. Seitdem laufen wir zusammen herum. Höchstens der Rewe-Parkplatz käme noch infrage, wenn man mal nicht laufen will.

Vor knapp zwei Jahren befragten wir in einer

Sommerschule knapp 500 Jugendliche im Oderbruch nach ihrem Verhalten im Raum. Die Schulen hatten uns freundlicherweise die Möglichkeit dazu gegeben. Es waren Tage voller eigenartiger Berichte. Parkplätze an Supermärkten spielten bei den meisten eine Rolle, sie sind Landmarken zur Wegbeschreibung: Der Bus biegt am Norma ab, die Schule liegt nicht weit vom Lidl. Das ist folgerichtig, auf diesen Parkplätzen kann man sich ungefährdet aufhalten, geschützt durch die einkaufenden Menschen und zugleich weitgehend ignoriert, außerdem kann man sich hier für wenig Geld verpflegen. Auch in Neutrebbin, dessen Edeka-Kaufhalle „Hübner“ in diesem Jahr schließen wird, gingen die Schüler gern einkaufen. Viele stiegen morgens bereits hier aus dem Bus, ein gutes Stück vor der Schule, um einen etwas längeren Fußweg zu haben, auf dem sie ohne Kontrolle durch Busfahrer oder Lehrer unter sich sein konnten. Fünf kostbare Minuten.

Es gibt Jugendliche, die sich recht selbstbestimmt durch die Landschaft bewegen können. Sie kombinieren alle denkbaren Mobilitätsformen, den Bus, das eigene Moped, die autofahrenden Eltern, Schleichwege zu Fuß oder per Fahrrad. Ihre kleinen Landkarten sind voller Eintragungen: Hier liegt die Wohnung der Freundin, dort ist das Gerätehaus der Feuerwehr, da ist die Turnhalle, die Mu-

sikschule, eine gute Angelstelle oder der Platz, an dem man mit Freunden abhängen kann.

Die verschiedenen Orte, die sich diese jungen Menschen aneignen können, machen aus der Landschaft ein Gelände, von dem es etwas zu erzählen gibt, das sogar romantische Erlebnisse bietet. Ein Mädchen lässt ihr Moped absaufen, um in Ruhe den Sonnenuntergang zu betrachten. Ein Junge berichtet von einer geheimen Hütte, die nur er und seine zwei Freunde kennen. Es fällt auf, dass diese Jugendlichen oft aus traditionellen, länger hier ansässigen Familien kommen, deren Eltern schon in der Gegend unterwegs waren und deshalb die vielfältige Aneignung der Landschaft unterstützen können. Kinder später zugezogener Familien erkunden die Gegend eher allein, wenn ihre Eltern ihnen das erlauben. Es sei denn, sie haben Freundschaften mit den anderen geschlossen, sodass diese ihnen zeigen können, wo Winkel und Wege sind.

Die Landschaft verändert sich, und mit ihr das, was man in ihr tun kann und darf. Vor 100 Jahren gab es kaum spezielle Räume für Jugendliche, weder drinnen noch draußen. Ein eigenes Zimmer hatten sie nicht, und es gab auch keine Jugendclubs oder Diskotheken. Auf dem Land aber waren junge Menschen in die Bewirtschaftung von Hof, Wiese und Feld einbezogen, insofern waren sie doch befugt, sich dort auch aufzuhalten. Hier schnitt man

Grünzeug für die Karnickel, dort wendete man Heu oder hütete das Weidevieh, da war man Kartoffeln stoppeln. So fanden die Jugendlichen auch Verstecke, in denen sie unbeobachtet zusammenkommen konnten. Durch die Selbstversorgung der ländlichen Haushalte war die Landschaft auch ihre Landschaft. Und die Erwachsenen wussten, dass man dem Nachwuchs seine Nischen gewähren musste.

Heute dagegen haben die meisten Jugendlichen ein Zimmer. Hier sind sie durch das Internet mit der ganzen Welt verbunden, hier können sie unfassbar viele Informationen beziehen und scheinbar mit unendlich vielen anderen kommunizieren. Der Außenraum dagegen ist beinahe steril, man hat in ihm buchstäblich nichts zu suchen. Da gibt es den Weg zum Bus, doch was ist mit dem Rändern der Dörfer? Wo gibt es Brachen, undefinierte Bereiche? Die Landschaft wird immer mehr eingezäunt, eingeteilt und abgegrenzt, doch Jugendliche brauchen Grauzonen. Grauzonen aber lassen sich nicht verwerten, also verschwinden sie. Wie soll ein Wechsel von der familiären Bindung in einen offeneren, weiteren sozialen Horizont gelingen, wenn alle Orte definiert sind, wenn immer schon vorgegeben ist, unter welchen Bedingungen und in welcher Funktion man sich an ihnen aufhalten darf? Wo bleibt das Suchen, Ausprobieren, die

Verheißung, der Rückzug, der neue Versuch? Das Verhältnis der jungen Menschen zum öffentlichen Raum ist fragil, die Landschaft aber wird immer fester und massiver.

Die Welt ändert sich, also ändert sich auch das jugendliche Leben. Meines war jedenfalls ganz anders. Als Heranwachsender, irgendwann im Alter von 13, 14 Jahren, befiel mich eine Gier nach anderen Jugendlichen. Ich wollte unbedingt jenseits meiner Schulklasse Gleichaltrige finden, um mit ihnen Zeit zu verbringen, gemeinsame Interessen zu entwickeln oder mich mit ihnen herumzutreiben. Dieses Bedürfnis war stark, und es blieb lange bestimmend. Auch als ich schon Vater eines kleinen Jungen und nach allgemeinen Vorstellungen erwachsen war, bedeutete es mir viel, andere zu treffen, mit ihnen zu feiern oder gemeinsam etwas zu unternehmen. Die freie, nur auf Neugier oder Sympathie basierende Bekanntschaft war auch nicht durch die Kontakte im Sportklub oder in anderen Freizeitzusammenhängen zu ersetzen. Ich suchte immer nach Menschen, die mit mir etwas anfangen konnten, mit denen ich in Resonanz treten konnte ohne die Klammer eines Zwecks.

Und wir haben uns herumgetrieben, die Stadt oder das ganze Land erkundet, das allerdings, zugegeben, nicht besonders groß war. Wir sind am Wochenende nach Weimar getrampt oder in Berlin

bei irgendwelchen Leuten abgestiegen, die da eine Wohnung hatten. Wir besuchten Menschen, die wir kaum kannten, fuhren mit dem Rad an den See zum Baden, irgendjemand wusste, wo ein Boot lag oder ein Schrebergartenhaus zum Übernachten war, es ergab sich immer etwas. Es musste nur einer von uns ein nächstes Ziel ausrufen, dann wurde das verfolgt; ein Rockkonzert in einem Dorfgasthof mit Übernachtung im Stroh, eine Theateraufführung in Parchim. Wir nahmen, was wir kriegen konnten. Wir waren wie eine leicht entzündliche Lunte. Wenn jemand rief: Wir trampen zum Schwarzen Meer, dann haben wir das gemacht, ohne Zelt, mit dem Schlafsack im Straßengraben. Unsere Eltern wussten wochenlang nicht, wo wir steckten.

Nichts von dieser Gier kann ich bei meinen Kindern erkennen, und auch nicht bei ihren Altersgenossen. Die meisten verbringen bereitwillig ihre Zeit zu Hause und mit ihren Eltern. Meine jüngeren Kinder gehen gern mit uns Essen, begleiten uns auf Reisen, in die Konzerte und sogar zu den Festen, bei denen wir uns mit unseren Freunden treffen. Die Welt da draußen scheint kaum noch Verheißungen bereitzuhalten. Viele sind zudem mit ihren Familien schon in anderen Ländern gewesen, man hat auch als junger Mensch allerhand gesehen, jedenfalls wenn die Eltern es sich leisten konnten.